

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 16 (1954)
Heft: 2

Artikel: Sagen aus dem Baselbiet
Autor: Schwab-Plüss, Margarethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sprossen nur aus dem zerbrochenen Strunk einzelne Zweige, beweisend, daß das Leben der Linde noch längst nicht erstorben ist. Auf der Ostseite des Baumes ließ sich ins Aaretal hinabsehen; doch wob die große Hitze dieses Tages einen starken Dunstschleier. Wir konnten nur ahnen, wie schön der Anblick des fruchtbaren Dreiflußlandes bei Brugg von hier oben sein muß.

Unsere Wanderung ging bald zu Ende. Nachdem wir durch das kleine Dörflein Linn, das eine eigene Gemeinde bildet, gekommen waren und uns der Büchsenknall noch eine Weile begleitet hatte, stiegen wir in die stille Mulde zu den Iberghöfen hinab. Die letztern gehören zu jenem Zipfel altösterreichischen Gebietes, der sich mit der Gemeinde Zeihen weit zwischen das alte «Amt am Bözberg» und die ebenfalls bernisch gewordene Herrschaft Urgitz (mit Densbüren) hineinschiebt. Auch heute noch gehört die Ibergmulde zu Zeihen und damit zum Bezirk Laufenburg.

In einer kleinen Schlucht, durch die der junge Sisselnbach rinnt, gelangten wir unerwartet rasch zum Bahnhof Effingen hinab, der plötzlich neben uns auftauchte. Ohne es zu bemerken, waren wir über den Tunnel der Bözbergbahn hinübergeraten, der südlich von Linn den Linnberg und den Zeihergupf unterfährt. Im Wirtschäftlein, das neben dem Stationsgebäude einsam im Talwinkel steht, löschten wir unseren Durst und fuhren, in schöner bäuerlicher Landschaft ausgeruht und erfrischt, nach unserer von Hast und Unruhe umgetriebenen Stadt zurück.

Sagen aus dem Baselbiet

VON MARGARETHE SCHWAB-PLÜSS

1.

Die singenden Nonnen

Das zweistöckige Gebäude neben dem alten Schulhaus in Sissach, in nächster Nähe der Kirche, soll nach der Meinung des Volkes in katholischer Zeit das Pfarrhaus gewesen sein, während die Gebäude um das nahe sogenannte «Höfli» zu einem Frauenkloster gehört hätten.

Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dort der Lehrer und Gemeindeverwalter in einer Person mit Frau und Kindern wohnte. Seine beiden ältesten Töchterchen hatten ihr Schlafzimmer im obersten Stockwerk gegen Sonnenaufgang. Eines Nachts erwachte Klärchen, die jüngere, die es nur mir erzählt hat, über einem zarten, lieblichen, aber fremdartigen Gesang. Erstaunt richtete sie sich auf und sah im

Mondschein fünf Klosterfrauen in einer unbekanntem Tracht auf niedrigen Schemeln unter dem Fenster sitzen, eine auseinandergelegte, lange Notenrolle auf den Knien. Die großen Noten waren deutlich zu sehen, auch die Notenslinien, und es fiel dem Kinde auf, daß die Noten eckig waren und auf dem Kopf, d. h. auf der Kante standen. Sachte stieß es die neben ihm schlafende Schwester in die Seite und flüsterte ihr zu: «Hörst du es auch? Und siehst du dort?» Es streckte den Zeigfinger ein wenig aus der Decke und deutete auf die Erscheinung. «Freilich!» war die gleichfalls geflüsterte Antwort. «Sei nur ganz still!» So lauschten die beiden eine Weile, mehr erstaunt und ehrfürchtig als eigentlich ängstlich, bis der gesunde Schlaf der Jugend sie wieder übernahm. Das liebliche Bild, dergleichen sie vorher nie gesehen, blieb aber unvergeßlich in ihrer Seele eingegraben.

Der Obstpflücker am Kirchenchor

Früher war die Sissacher Kirche, wie es an andern Orten jetzt noch ist, vom Gottesacker umgeben, woran eine Grabtafel in der Kirchenmauer sowie vereinzelte Lebensbäume (Tujen) jetzt noch erinnern. Damals wohnte der vorerwähnte Lehrer mit seiner Familie unmittelbar hinter dem Chor der Kirche. Die Lehrersfrau war nicht aus der Gegend, vielmehr eine lebhaftes Welsche, die nicht an Geistererscheinungen glaubte und die Ihrigen zu necken pflegte, die dergleichen schon gesehen hatten. An so etwas glaube man nur noch im rückständigen Baselbiet, konnte sie sagen.

Eines Abends spät nun, nachdem noch ein Gast das Haus verlassen hatte, bemerkte sie, zufällig zur nahen Kirche hinüberblickend, einen seltsam aussehenden, überlebensgroßen Mann, der unablässig etwas von den hohen Aesten der Lebensbäume in den Nischen des Chors abzupfte, als ob es Obstbäume wären, deren Früchte er pflücken müßte. Es war ihr augenblicklich klar, daß das kein Wesen von Fleisch und Blut sein konnte. Seitdem machte sie sich nie mehr über Geistererscheinungen lustig.

Das wilde Heer

Auf dem schönen Landgut Maienfels ob Pratteln, das zu einem Institut geworden ist und jetzt einer muntern Knabenschar als Aufenthaltsort dient, gab es zur Zeit, als noch die Geschwister Burckhardt dort wohnten, ein «unghüriges» Zimmer, das damals von einer Hausangestellten bewohnt wurde. Von Zeit zu Zeit kam es mit Hallih und Halloh, mit Feldgeschrei und Peitschenknallen, Kettengerassel und ohrenbetäubendem Lärm die Treppe herauf, mitten durch das Zimmer des erschrockenen Fräuleins und fuhr irgendwo wieder zum Fenster hinaus, begleitet von einem roten Glast.

Die ruhelose Kindsmörderin

Vor einer Reihe von Jahren wohnte in Sissach in der Scheunengasse, die jetzt Poststraße heißt, eine anscheinend ehrbare ältere Jungfer ganz allein im eigenen Hause. Meine Großmutter besuchte sie einmal und nahm mich mit. Ich erinnere mich nur noch, daß sie die Haare schlicht gescheitelt und mit einem schwarzen Samtband umwunden trug. Nicht lange darauf hieß es, sie sei krank und werde von jemand aus dem Dorfe gepflegt und wieder einige Zeit darauf, sie sei plötzlich gestorben. Sie hatte die Pflegerin über Land geschickt. Diese erschrak nicht wenig, als sie bei ihrer Rückkehr die Kranke nicht mehr am Leben fand, das ganze Haus aber sauber geputzt und das Bett frisch überzogen. Die Sache blieb zunächst ein Rätsel.

Nach der Beerdigung gingen die lachenden Erben, entfernte Verwandte, durch das Haus, das nun ihnen gehören sollte, und besahen sich alles. Da hörten sie auf einmal merkwürdige Laute, die sie sich nicht zu deuten wußten. Es klang wie ein ganz leises, unterdrücktes Wimmern. Sie gingen den Lauten nach auf den Estrich, wo sie, hinter einem Möbel versteckt, ein dickes Bündel fanden, aus dem die unerklärlichen Töne zu kommen schienen. Sie wickelten das rätselhafte Paket auf und fanden zu ihrem Entsetzen ein dem Ersticken nahes, aber doch noch lebendes, blaurotes und ganz verkrampftes neugeborenes Knäblein. Nun fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen. Furchtbares war da geschehen. Ihre Base hatte heimlich ein Kind geboren, hatte, als sie ihre Stunde herannahen fühlte, die Pflegerin fortgeschickt, das Neugeborene in der Verzweiflung zu erdrosseln versucht, dann mit letzter Kraft das Haus geputzt und das Bett überzogen, wo sie sich eben noch zum Sterben hinlegen konnte. Vergebens zerbrachen sich die Erben die Köpfe darüber, wer wohl der Vater des Kindes sein könnte, da die alleinstehende Verwandte scheinbar ganz zurückgezogen gelebt hatte. Jedenfalls war an der Existenz ihres Kindes nicht zu zweifeln. Es war sogar ein sehr lebensfähiges Kind; denn, wie die nachträglich geholte Hebamme sagte, hätten unter hundert keine zehn ausgehalten was dieses Knäblein.

Die Hebamme, damals schon eine alte, aber noch sehr muntere und rüstige Frau, hat meiner Tante und mir das Folgende erzählt: Am ersten Abend nach der Beerdigung habe sie das Kind baden wollen. Da habe sie auf einmal auf der «Kunst» die Mutter des Bübleins sitzen sehen, die mit einem schrecklichen Gesichtsausdruck drei Finger wie zum Schwur erhoben habe. Sie deute diese Gebärde so, daß die Mutter ihr habe sagen wollen, sie habe schon drei Kinder gehabt. Während sie den Kleinen gebadet habe, sei ihr gewesen, als gleite die Mutter von der Kunst herunter und wolle sich auf sie stürzen. Da habe sie laut aufgeschrien, das Büblein fahren lassen, das

klatschend ins Wasser gefallen sei und nach dem drohenden Erstickungstod nun auch noch in Gefahr gewesen wäre zu ertrinken, wenn nicht jemand den Schrei gehört hätte und zu Hilfe geeilt wäre. Das nächste Mal habe sie es nicht gewagt, das Kind allein zu baden. Aengstlich habe sie nach der Kunst geschielt, und richtig — dort saß im Schatten auch wieder die unglückliche Mutter, diesmal aber mit friedlichem Ausdruck, wie wenn sie sich nun vergewissert hätte, daß ihrem Kinde nichts geschehe. Seitdem habe sie jedesmal ruhig zugeschaut, so oft ihr Buschi gebadet worden sei, sodaß sie die Angst vor ihr ganz verloren habe und meine, es müsse so sein. Von den andern, die etwa in die Stube gekommen seien, habe niemand die Erscheinung gesehen.

Buchbesprechungen

Albin Fringeli, Das Schwarzbubenland. (Schweizer Heimatbücher, Heft 54.) Verlag Paul Haupt, Bern, 19 Seiten Text, 32 Bildtafeln. Fr. 4.50.

Wenn Albin Fringeli über das Schwarzbubenland berichtet, können wir uns seiner Führung voll anvertrauen, denn niemand dürfte besser als er dazu berufen sein. Nicht nur Vertrautheit mit der Landschaft, der Geschichte und dem Brauchtum seiner Heimat spürt man aus den Zeilen, sondern auch engste Verbundenheit und tiefes Verständnis. Vieles, was Fringeli in zahlreichen Aufsätzen da und dort ausgebreitet hat, wird in diesem schönen Heimatbuch zu einem Gesamtbild zusammengefaßt. Er zeigt uns, wie das vielgestaltige Land entstanden ist und wie es Solothurn in langem, zähem Ringen gelang, hier Fuß zu fassen. Eingehend befaßt er sich mit der Herkunft des merkwürdigen und vielgedeuteten Namens; er rückt von der Herleitung von den schwarzen Kleidern ab und nähert sich der Deutung, für die der Schreibende schon vor Jahren eintrat, daß nämlich der Name von einem ursprünglichen Schimpfnamen herkomme. Daß Fringeli sprachliche Fragen besonders liegen, zeigt sich auch hier, wenn er kurz auf die sprachlichen Eigenarten des Landes hinweist. Weitere Abschnitte gelten der Volksnahrung, einer bei uns bisher wenig beachteten volkskundlichen Sparte, den sagenhaften Ueberlieferungen und dem religiösen Brauchtum. Am Verschwinden sind mehrere alte Bräuche und die Volkslieder, von denen Fringelis Vorfahre mütterlicherseits, Sigmund Grolimund, vor einem halben Jahrhundert im Schwarzbubenland noch eine stattliche Zahl hatte aufzeichnen können. Der Bilderteil mit seinen zum größten Teil vorzüglichen und meist gut gewählten Bildern gibt einen trefflichen Einblick in die Landschaft mit ihren vielen Burgen und Kirchen, Wäldern, Flühen und fruchtbaren Feldern. E. B.

Hans Häring, Die Wartenberg-Burgen und ihre Geschlechter. (Sisgauer Blätter Nr. II, Juli 1953.) 81 Seiten.

Die von einem begeisterten Heimat- und Burgenfreund verfaßte und reich mit Bildern, Plänen und Rekonstruktionsversuchen ausgestattete Schrift gibt im ersten Teil, auf der historischen Literatur und auf den an Ort und Stelle gemachten Beobach-